

**Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte**

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 31/3 (2004)

DOI: 10.11588/fr.2004.3.63543

---

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

tionen. Beides sind Forschungsfelder, die in der letzten Zeit sehr intensiv bearbeitet worden sind. Obwohl die Autorin das Werk nach dessen Verteidigung im Jahr 1995 überarbeitet hat, sind daher einige neuere Arbeiten nicht von ihr berücksichtigt worden. Insgesamt rekurriert sie intensiver auf die französische als auf die deutsche Forschung.

Leider erklärt die Autorin nicht, warum sie sich für die Methode des Vergleichs entschieden und die beiden Vergleichsobjekte Deutschland und Frankreich ausgewählt hat. Der zusätzliche Erkenntnisgewinn der kontrastiven Gegenüberstellung zweier Schulbuchlandschaften und Unterrichtssysteme ist daher nicht ganz offensichtlich. Was die Autorin mit Verve und Neigung zum Werturteil über die nationalen Mythen in den Schulbüchern schreibt, ist nicht sonderlich neu oder überraschend, interessant sind ihre an einigen Stellen gemachten Hinweise darauf, daß es zwischen den Vorgaben der Schulbücher und Lehrpläne auf der einen Seite und der Umsetzung, d.h. der tatsächlichen Unterrichtspraxis auf der anderen Seite durchaus Diskrepanzen gab – hier hätte man gern mehr erfahren. Auch bezüglich der hinter der Schulbuchproduktion stehenden Entscheidungsprozesse nicht nur in den Ministerien, sondern auch in den Verlagen, den Bildungsinstitutionen und bei den Autoren selbst wird die Neugierde des Lesers/der Leserin zwar geweckt, aber nicht immer befriedigt.

Gabriele LINGELBACH, Trier

Dominique DECHERF, Bainville. *L'intelligence de l'Histoire*, Paris (Bartillat) 2000, 429 S. (Biographie).

Der 1936 verstorbene Historiker Jacques Bainville bleibt auch heute noch für seine kritische Kommentierung des Versailler Vertrages bekannt. Für ihn bedeutete der Frieden »une paix trop douce pour ce qu'elle a de dur«. Er galt als einer der großen Vertreter monarchistischen Gedankenguts und war als politischer Kommentator wie auch als Autor historischer Werke für seinen eleganten Stil geschätzt. Die Bedeutung, die Bainville zu Lebzeiten zugesprochen wurde, zeigt sich in seiner Aufnahme in den Kreis der »Unsterblichen« der Académie française 1935, wo er die Nachfolge Raymond Poincarés antrat. Seine »Histoire de France« gilt noch heute als herausragende historiographische Leistung.

Der Diplomat Dominique Decherf legte eine Biographie über Bainville vor, deren Ziel es ist, »den Geist von Bainville wiederzufinden«. Decherf unternimmt dies, indem er in neun Kapiteln die Lebensstationen Bainvilles nachzeichnet. In chronologischer Reihenfolge untersucht er die entscheidenden Wegmarken des Historikers, wie etwa die republikanischen Wurzeln der Familie Bainville, den ersten Deutschlandaufenthalt des jungen Jacques, seine Mitarbeit bei der Action française sowie seine Haltung zu den großen außenpolitischen Themen seiner Epoche: der Erste Weltkrieg, der Versailler Vertrag, die Zeit der Locarno-Verträge und schließlich die Herausforderung durch Nationalsozialismus und Stalinismus. Auch die prägenden innenpolitischen Ereignisse der Dritten Republik kommen zur Sprache, so die Dreyfus-Affäre, die Zeit des Bloc national und die Erschütterungen des 6. Februar 1934. Dabei beschränkt sich Decherf nicht nur auf die Schilderung des Lebenswegs Bainvilles und der politischen Ereignisse, die er in seinen Kolumnen kommentierte, sondern bemüht sich, eine eingehende Studie zu den geistigen und kulturellen Einflüssen der Epoche vorzulegen.

Doch genau hierin liegt eine der Schwächen des Buches, denn dem Leser geht dabei der rote Faden ein ums andere Mal verloren. In dem Kapitel beispielsweise, in dem die ersten Deutschlandkontakte Bainvilles Ende des 19. Jhs. untersucht werden, wechseln sich kurze Abschnitte über Heinrich Heine, Nietzsche und Thomas Carlyle, Frankfurt im Jahr 1897 und München im Jahr 1898, die Dreyfus-Affäre, Ludwig II. von Bayern, Richard Wagner, den Tod Bismarcks, Bainvilles ersten Brief an Charles Maurras und Berlin im Jahr 1899 ab. Die Themenvielfalt, die hier angeschnitten wird, läßt den Leser in Verwirrung zurück, zumal

die Passagen bisweilen recht oberflächlich und ohne innere Kohärenz aneinandergelagert erscheinen. Der Anspruch des Autors, eine möglichst literarische Sprache zu verwenden, geht insgesamt auf Kosten der Verständlichkeit und Klarheit. Eine Passage zu Bainvilles Münchenreise 1898 ist hierfür symptomatisch: »Bainville part pour l'Athène de l'Isar quasi barrésien. Il en rentre quasi maurrassien.« Was es mit dieser Verwandlung in München nun genau auf sich hat, die Erklärung bleibt Decherf schuldig. Für deutsche Leser ärgerlich ist zudem die Tatsache, daß nahezu jedes deutsche Zitat, jeder deutsche Buchtitel oder Straßensname falsch geschrieben ist. Mag man über das von Decherf angeführte Schillerzitat: »Es loechelt der See« noch lächeln, so erstaunt es doch, daß der Autor ein Werk wie die Buddenbrooks nicht richtig zu schreiben in der Lage ist.

All diese Schwächen des Werkes könnte man noch übersehen, hätte man das Gefühl, wirklich etwas über Bainville zu erfahren. Doch zum Untersuchungsobjekt dringt der Leser nur mühsam durch. Mit seiner zum Pathos neigenden Sprache und seinen mitunter erstaunlichen Urteilen versperrt der Autor den Blick auf Bainville mehr als er ihn ermöglicht. Bereits in der Einleitung macht Decherf klar, daß Bainville quasi-prophetische Kräfte besaß: »Tous les événements qu'il annonçait sont arrivés«, und er leidet mit seinem »Helden«: »Avoir raison contre sa patrie, il n'y a pas de destin plus cruel.« Am Ende seines Werkes nimmt Decherf den Faden noch einmal auf und verteidigt Bainville, der mit seiner Meinung über den Versailler Vertrag Recht gehabt habe – im Gegensatz zu Keynes, Clemenceau oder Stresemann.

Dennoch, so klagt er, mache man nicht ihnen Vorwürfe, sich geirrt zu haben, sondern Pétain und Maurras. Dieses Urteil scheint dann jedoch sogar Decherf ein wenig gewagt, denn er betont im nächsten Satz, diese Biographie sei nicht geschrieben worden, um die Action française oder das Vichy-Regime zu rehabilitieren. Offensichtlich eine notwendige Klarstellung, denn eine kritische Auseinandersetzung mit einer so interessanten und schillernden Gestalt wie Bainville bleibt der Autor durchweg schuldig. Die Einseitigkeit der Darstellung macht das immerhin 400 Seiten dicke Werk jedoch zu einer anstrengenden Lektüre. Wenn Decherf im Schlußteil über das Jahr 1919 räsoniert: »Si on a l'impression d'un chaos, ce n'est pas qu'il n'y a pas un sens, c'est qu'on a perdu le fil de l'histoire«, dann drängt sich dem Leser das Gefühl auf, ähnliches über das Buch sagen zu können.

Gaby SONNABEND, Frankfurt a. M.

Le Corbusier. Lettres à ses maîtres, I: Lettres à Auguste Perret, édition établie, présentée et annotée par Marie-Jeanne DUMONT, Paris (Éditions du Linteau) 2002, 255 S.

Mit den Namen Auguste Perret und Le Corbusier sind zwei der einflußreichsten, miteinander konkurrierenden Architekturauffassungen des 20. Jhs. verbunden. Ersterer (1874–1954) definierte, ausgehend von seiner Kompetenz im Betonbau, die Baukonstruktion als die maßgebliche Grundlage des Bauens, das indessen in einer dauerhaften ästhetischen Form Gestalt gewinnen müsse. Im Ergebnis entstanden aus dieser oder ähnlichen Positionen weit über Frankreich hinaus klassizistisch anmutende Gebäude in bisweilen monumentalen Dimensionen. Le Corbusier (1887–1965) hingegen analysierte die komplexen Einzelbestandteile von Raum und Konstruktion, kombinierte sie unter ökonomischen und funktionalistischen Prämissen neu und kam damit zu radikalen urbanistischen Konzepten, die das Bauen vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg nachhaltig prägten (Charta von Athen, *Unités d'Habitation* in Marseille, Berlin etc.). Beide Architekturauffassungen gerieten seit dem Ende der zwanziger Jahre in scharfe Opposition zueinander, doch resultieren sie aus gemeinsamen Reformansätzen der Zeit um den Ersten Weltkrieg. Es ist in dieser Hinsicht höchst bezeichnend, daß Le Corbusier (mit richtigem Namen Charles-Édouard Jeanneret) 1908 ein Jahr als Zeichner im Atelier des älteren Meisters verbracht hatte. Daraus entstand